



Andreas Hebestreit

# Geist und Stoff

Über die Wirklichkeit der Masken

Unsere Kleidung, sagt Georg Christoph Lichtenberg, ist, sofern wir sie selber wählen und bestimmen können, eine *Hieroglyphe*. Wenn ich diesen aphoristischen Gedanken zum besseren Verständnis einmal kurz an die Sprachformen des einundzwanzigsten Jahrhunderts anpassen darf: Die Kleidung, die wir für uns selbst zusammenstellen, ist immer etwas zu Entzifferndes. Nichts an sich Selbst-Verständliches, sondern immer etwas erst noch Auszudeutendes. Folglich nicht nur rein zweckmäßige Be'kleidung, sondern bereits mehr oder weniger unbewusste Ver'kleidung. – Und Verkleidung ist gleichbedeutend mit Maskierung. Womit wir bereits beim Thema wären.

Nun, Sie wissen wahrscheinlich so gut wie ich: Die Masken gehören zum ältesten Bestand der menschlichen Kultur. Masken gibt es auf der ganzen Welt. Karl Kerényi nannte sie unser „Urgerät“.

Ich muss hier nicht ausdrücklich hervorheben, dass die uns bekannten Masken ganz unterschiedlichen Kulturen angehören und dass sie dabei auch ganz unterschiedliche Funktionen zu erfüllen haben. Und zwar offenbar schon in vorgeschichtlicher Zeit. Auf dieses weite Feld möchte ich mich heute aber nicht begeben, sondern ich möchte mich auf die Frage beschränken, was diese Masken und Maskierten denn eigentlich gesamthaft bedeuten sollen – wie sie als Ganzes verstanden werden müssen.

Und hier darf man sagen: Trotz der großen Unterschiede zwischen den einzelnen Maskentraditionen hat sich die Ethnologie bei der Deutung der Masken – zumindest soweit ich das von meinem Standpunkt aus beurteilen kann – auf eine einzelne Formel einigen können. Und diese Formel lautet: Die Masken sollen „Geister“ darstellen. Die Masken *sind* Geister! Zur Unterstützung dieser These lassen sich gleich eine Reihe von Kulturen namhaft machen, wo das selbe Wort für Masken und für Geister verwendet wird. Die Bezeichnungen für ‘Geister’ und ‘Masken’ werden als Synonyme behandelt.

Um zu begreifen, was die Masken bedeuten, wie sie verstanden sein wollen, müssten wir uns also zunächst etwas mehr Klarheit darüber verschaffen, was Geister *sind*. Was wissen wir über Geister? – Aus der ethnographischen Literatur kennen wir Naturgeister, Totengeister, Ahnengeister, Schutz-, Krankheits- und Rachegeister. Zudem wissen wir, dass sie meist an etwas unzugänglichen, verborgenen und folglich unheimlichen Orten in der Natur lokalisiert sind, weshalb man gelegentlich auch von Wald-, Berg-, Quell-, See- oder Felsgeistern spricht. Grundsätzlich sind Geister aber als transmundane Wesen überall anzutreffen. Zwar sind sie meistens unsichtbar, dafür aber umso omnipräsenter. In der klassischen Religionswissenschaft war man angesichts dieser Omnipräsenz zunächst einmal förmlich überwältigt. Man sah vor lauter raschelnden, rieselnden, brausenden und tosenden (Natur-) Geistern den Geist nicht mehr, geschweige denn einen verbindenden, gemeinsamen.

Umso einhelliger war dann die Zustimmung der Fachwelt, als der britische Religionswissenschaftler E. B. Tylor (1832–1917) mit einer These an die Öffentlichkeit trat, die den etwas wahllos aus aller Welt zusammengelesenen Geistwesen eine bis anhin kaum gekannte Wertschätzung einbringen sollte. Mit einem weltweit bezeugten Glauben an *spiritual beings* wollte Tylor die Universalität einer religiösen Befindlichkeit nachweisen und den betroffenen Ethnien zugleich etwas von ihrer elementaren Menschenwürde zurückerstatten. Was vorher in den Missionsberichten nur als platter Aberglaube gegolten hatte, war nun

zumindest als Glaube rehabilitiert. Dazu sprach Tylor einschränkend von einer „bloßen und mageren Definition eines Minimums an Religion.“ – Der Geisterglaube, der Glaube an eine Beseeltheit der Welt, der organischen wie der anorganischen – in der Folge auch als „Animismus“ bekannt geworden – galt als eine Art universales Fundament des Religiösen.

Nicht zuletzt, weil Tylor in dem Glauben an Geistwesen eine Art Generalnenner der Religion gesehen hatte, also etwas, an dem schlechterdings nicht zu rütteln war, schien es in der Folge als ganz verständlich und logisch, dass diese Geisterwelt ihren Ausdruck auch in Masken und Maskenbräuchen gefunden hatte. Der Glauben an Geister, ja – an Geistiges schlechthin, war das Primäre, die Masken waren lediglich die Ableitungen oder Illustrationen dieses Glaubens. Das nimmt sich so weit ganz plausibel/akzeptabel aus und doch lauert hier eine böse Falle. Und in die ist offenbar schon mancher hineingetappt. So belehrt uns ein zeitgenössischer Religionswissenschaftler namens Hermann Schulz: „Masken werden (...) nach den Modellen mythischer Geistwesen hergestellt.“<sup>i</sup>– Klingt wunderbar! Nur bitte, lieber Herr Professor Schulz, wo finden wir denn diese fabelhaften „Modelle mythischer Geistwesen“? In welchem Archiv lassen sie sich einsehen, abrufen, kopieren? – Und schon stecken wir ein wenig in der Klemme.

Dass man das bisher kaum wahrgenommen hat, dafür gibt es tatsächlich diverse Gründe. Gründe, die wir uns ein bisschen näher anschauen müssen. Zunächst ist da die antike Überlieferung. Die heidnischen wie die christlichen Autoren stimmten darin überein, dass es vor allem Träume, Visionen oder Trancezustände sind, die uns in unmittelbaren Kontakt mit der Geisterwelt bringen. Im Traum erscheinen manchmal Geister, Engel, Dämonen und Götter. Das alles galt als Beweis für die Realität dieser Wesen. Auch Augustinus verweist auf bestimmte Traumerlebnisse, wenn er sich bemüht, gegenüber philosophisch geschulten Skeptikern die objektive Substantialität der christlichen Seele herauszuarbeiten. Und so geht das dann weiter bis zu dem Evolutionisten Herbert Spencer (1820–1903), der sich den archaischen Geisterglauben unserer steinzeitlichen Vorfahren mit ihren bösen Träumen erklärte. Nach seiner Überzeugung wurden diese Höhlenbewohner förmlich von ihren Träumen verfolgt. Denn entweder litten sie unter Hunger und das erzeugte bei ihnen Träume von *great vividness*, oder aber sie hatten sich an ihrer Jagdbeute überfressen und wurden nachts von bösen Alpträumen geplagt.

Nun haben Träume, Visionen, Besessenheiten und Trancezustände allerdings diese Eigentümlichkeit, absolut individuell zu sein. Selbst der

bekannte Traumdeuter Sigmund Freud hat einmal – einigermaßen überraschend – eingeräumt, der Traum sei ein völlig asoziales Produkt. Er habe einem anderen nichts zu sagen.<sup>ii</sup> Als individuelle und ‚asoziale‘ Produkte lassen sich Träume und Visionen aber nur sehr unvollkommen kommunizieren – wenn überhaupt.

Damit stehen wir aber vor der Frage: Wenn die Vorstellungen von Geistern wirklich aus Träumen, Visionen oder Phantasmagorien entstanden sind, so wie das der Animismus behauptet hat, wie kommt es dann, dass aus solchen rein subjektiven und mentalen Phänomenen Gestalten mit individuellen Namen, Formen, Orten und Mythen werden, die nicht nur Verbreitung, sondern mit ihrer Verbreitung offensichtlich auch Anerkennung, Einfluss und Macht gewonnen haben? Der Ethnologe C. G. Seligman hat zwar behauptet, auf den westlichen Salomonen-Inseln sowie in Melanesien kämen des öfteren telepathische Träume vor, in der Weise, dass mehrere Personen gleichzeitig das gleiche träumen würden. aber man versteht nicht so recht, wie der gute Dr. Seligman dergleichen empirisch nachgeprüft haben könnte.<sup>iii</sup>

Nehmen wir einmal an, jemand träumt tatsächlich von einem mächtigen Wesen, es sei Mensch, Tier oder irgendein phantastisches Mischwesen. Für ihn selbst ist das vielleicht ein intensives, eindruckliches Erlebnis, ein Erlebnis von *great vividness*, aber was ist es für die anderen, wie kann es sie beeindrucken? Zumal wenn die vorhandenen sprachlichen Mittel und Fähigkeiten kaum ausreichen, um es den anderen auch nur annähernd zu schildern? – Fast bin ich an dieser Stelle versucht, meine Bedenken in die Worte Hegels zu kleiden, wenn er an berühmter Stelle sagt, der Geist sei nicht ein vor seinem Erscheinen schon fertiges, mit sich selbst hinter dem Berge der Erscheinung haltendes Wesen, sondern nur durch die bestimmten Formen seines notwendigen Sichoffenbarens in Wahrheit wirklich.

Die wirkliche Wahrheit ist, dass man sehr großzügig über dieses Problem hinweggesehen hat. Die Frage, wie aus individuellen Träumen gemeinschaftlich relevante Gestaltungen entstehen konnten, wurde gar nicht erst gestellt. Unter anderem deshalb nicht, weil man dafür ein ‚mythisches‘ oder ‚archaisches‘ Bewusstsein herangezogen hatte. Den Stammeskulturen wurde beizeiten eine *mentalité primitive* unterstellt, die problemlos über die Ritzen oder Abgründe zwischen den verschiedenen individuellen Psychen und ihren Träumen hinweggleiten soll. Zwar wurde diese *mentalité primitive* inzwischen wieder in die Schublade der kartographierten Irrwege verbannt und mit ihr das Klischee vom traumversponnenen ‚prä-logischen‘ Menschen der Prähistorie, das Lévy-Bruhl (1857–1939) zunächst unter großem Beifall in die Fachwelt gesetzt

hatte, aber das neben anderen von M. Eliade propagierte ‚archaische Bewusstsein‘ scheint sich nach wie vor bester Gesundheit zu erfreuen.

Als sicheres Indiz für das so vielberufene ‚archaische‘ oder ‚mythische Bewusstsein‘ galt vor allem ein völliger Mangel an Individualität, den man denn auch bei den Stammeskulturen diagnostiziert zu haben glaubte. Der Afrikanist B. Ankermann etwa schloss bei den Angehörigen der Stammesvölker jeglichen Individualismus kategorisch aus. Die frühe Ethnologie hatte offenbar eine so hohe Meinung von der ausgeprägten Individualität des weißen Mannes, dass sie bei den so genannten Naturvölkern nur von ‚Gruppenseelenhaftigkeit‘ und ‚Kollektivbewusstsein‘ reden mochte.

In Wahrheit spricht einiges für die Vermutung, als sei der Mythos vom kollektiven Denken und Fühlen der Stammeskulturen vor allem eine Projektion der europäischen Überlegenheits-Ideologie gewesen. Einen wesentlich anderen Eindruck haben dann Ethnologen übermittelt, die sich dem Rigorose einer nahezu vorbehaltlosen Feldforschung unterzogen hatten. Von ‚mythischen Bewusstsein‘ war danach sehr viel seltener die Rede. Bronislaw Malinowski wandte sich vehement gegen das ‚metaphysische Postulat einer kollektiven Seele‘.<sup>iv</sup> Nach Kai Birket-Smith, der vor allem ganz hoch im Norden geforscht hat, finden sich auch unter den so genannt primitiven Völkern unabhängige und sogar häretische Persönlichkeiten. Auch die Angehörigen einer Stammeskultur tragen also vorzugsweise die eigenen Köpfe auf den Schultern. Und damit wären wir wieder bei unserem Einwand: Auch wenn alle Menschen träumen, von Wesen oder Menschen, die sie vielleicht gekannt, häufiger aber noch nie gesehen haben, so ergibt sich aus diesem Umstand noch längst keine konkrete Vorstellung von bestimmten übernatürlichen Wesen, die für einen sozialen Körper relevant werden können. Die Vorstellung von konkret aufgefassten Geistern muss erst einmal kommuniziert (und dadurch objektiviert) werden, bevor sie in einem sozialen Körper heilsrelevante Geltung erlangen konnten. Kommunizieren ließ sie sich aber nur, wenn sie für einen Personenkreis sinnlich fassbar gemacht wird. Nichts fördert die Ein-sichten so rasch und so wirksam wie das Sichtbare.

Es besteht nun einiger Grund zu der Annahme, dass Masken und Maskenauftritte hier die entscheidende Rolle gespielt haben. Bei den festlichen Zusammenkünften der Inuit berichten die Schamanen dieser Arktisbewohner jeweils von ihren Reisen ins Land der Geister. Dabei beschränken sie sich aber nicht auf mündliche Schilderungen, sondern sie fertigen jeweils Masken an, mit denen sie die Wesen, die auf ihren visionären Reisen angetroffen haben, dem Publikum bildhaft vor Augen stellten.<sup>v</sup> Ich möchte also behaupten: Nicht die Geister haben zu den

Masken geführt – wie man das bisher immer als quasi selbstverständlich angenommen hat, sondern umgekehrt: Die Maskenauftritte haben die Geister und damit „das Geistige“ als eine Denkform erst ermöglicht und generiert. – Wenn man sich das einmal bis in seine letzten Konsequenzen hinein überlegt, ist das eigentlich ein ziemlich revolutionärer Gedanke.

Ich könnte mir nun gut vorstellen, dass es da unter ihnen immer noch einen gewissen kleinen Vorbehalt gibt, den wir nicht übersehen wollen. Dabei handelt es sich um die uns allen vertraute *ätherische* Natur der Geister. Was hat es damit auf sich? – Der Ethnologe J. Haekel ist nur einer unter vielen, wenn er Geister „im wesentlichen“ als „unkörperliche Wesen“ definiert.<sup>vi</sup> – Das trifft aber so nicht zu: Die ersten Europäer, die in Australien an Land gingen, waren so physisch und kompakt wie holländische Seefahrer nur sein können und wurden von den Eingeborenen trotzdem als „Geister“ eingestuft. In den Stammeskulturen werden nicht selten ungewöhnliche, fremdartige oder besonders eindrucksvolle Erscheinungen – also etwa Zwillinge, aber auch lokal unbekannte Tiere mit Bezeichnungen bedacht, die wir dann *faute de mieux* als „Geist“ wiedergeben. Bei den afrikanischen Lele wird das Wort *ngehe*, das man für die Geister gebraucht, manchmal auch auf die eigenen Häuptlinge angewendet.<sup>vii</sup> Und noch bei Shakespeare fragt die junge Miranda, wenn sie zum ersten Mal in ihrem Leben einen fremden Mann sieht, der doch ganz offensichtlich direkt und körperlich vor ihr steht: „*What is't? a spirit?*“<sup>viii</sup> – Vielleicht sollte man sich einmal darauf einigen, statt von „unkörperlichen“ besser von (möglicherweise) „fremdstofflichen“ Wesen zu sprechen, respektive von Wesen von unbekannter Stofflichkeit“. Deshalb gilt bei den Maskenauftritten ja auch die Regel: Anschauen – ja, aber Anfassen ist streng verboten!

Geister müssen also nicht zwangsläufig hauchartig oder diaphan sein, wie das unserer Erwartung hier in Europa entspricht – sie können auch in allerhand Textilien, in Stoffe, Netze oder Felle eingehüllt sein. Aber das eigentliche Problem ist doch: Wie ist es möglich, dass man so eine seltsam verummte Gestalt für ein transmundan Wesen hält, dem wirklicher Respekt entgegengebracht wird? (Weil man ihm wirkliche Macht zutraut.) Wie hat man sich das vorzustellen? Auf welche Art und Weise gelingt es den Maskenauftritten, nicht nur die Vorstellung von fremdstofflichen Geistern zu generieren, sondern die Vorstellung von Geistigem und Mächtigem schlechthin?

Werden wir also ein bisschen konkret. Bemühen wir unsere Phantasie und bitten wir die Masken zu einem kurzen Anschauungsunterricht auf den Platz. Die seltsam verummten Gestalten, die da im abendlichen Dämmerlicht aus dem Wald

hervorkommen, sollen in den meisten Fällen Tiere, aber manchmal auch Pflanzen vorstellen. Wir sehen also Fische, Vögel, Säugetiere und gelegentlich sogar Insekten, meist stark stilisiert und nicht selten auch in fabelhaften Kombinationen. Aber selbst bei der geschicktesten Nachahmung wird jedem Anwesenden sofort klar, dass hier keine *wirklichen* Fische, Vögel, Säugetiere oder Insekten auftreten, sondern Gestalten, die das in den jeweiligen Kulturen als *typisch* Geltende präsentieren wollen. Mit anderen Worten: Wir sehen nicht das Tier selbst, wir sehen sein Wesentliches, sein Essenzielles, sein Charakteristisches. Wir sehen keinen wirklichen Hirsch, dafür aber charakteristische „Hirschheit“, keinen realen Bären, dafür aber typische täppische Bärenart. Hirschheit und Bärenart sind aber unter dem Strich nichts anderes als – Geist. Johann Gottfried Herder bestimmt den Geist einmal ganz kurz und knapp als „das eine im vielen“. Dieses „eine im vielen“, dieses „Einigende, Gemeinsame im Vielfältigen“ herauszuspüren, aufzuzeigen und mimetisch darzustellen, ist Geist. Und diesen Geist zu vermitteln war bereits die erste Intention der ältesten uns bekannten Maskenauftritte.

Zu einem Maskenauftritt gehört – bei den Maskierten wie beim Publikum – Beobachtungsgabe, Erfindungsgabe, Gestaltungsfähigkeit, Einfühlungsvermögen und Darstellungstalent. Das alles zusammen bedeutet Geist und es verlangt nach Geist. Wo aber Geist verlangt wird, da wird Geist spürbar, da herrscht Geist. Die Maskenauftritte – das war schon vor zwanzigtausend Jahren so und das ist manchmal heute noch so – wecken bei uns spontan BE'GEISTERUNG.

Bleibt immer noch die entscheidende Frage: Warum ist das so? Warum bewegt und beschäftigt und begeistert uns das so sehr, dieses Auffinden des einen im vielen? Dieses Entdecken des Charakteristischen im Anonymen und Unverbindlichen? Oder umgekehrt: Dieses Darstellen und Vorweisen des Typischen/Einigenden im Vielfältigen? – Ich könnte mich da auf Augustinus berufen und seine *laetitita de rerum cognitione* – also die ganz elementare „Freude am Erkennen der Dinge.“ Aber in dieser „Freude am Erkennen der Dinge“ gibt es tatsächlich so etwas wie einen Kern oder ein Zentrum, um das sich alles, was uns bewegt und beschäftigt und manchmal sogar begeistert, letztlich gruppiert. Und darauf möchte ich abschließend noch etwas näher eingehen.

Denn hier stoßen wir endlich auf das, was ich im Untertitel meines Vortrags „die Wirklichkeit der Masken genannt habe. Was ist damit gemeint? Für uns im 21. Jahrhundert sind die Masken bestenfalls noch ein Faschachtsartikel. Dass aber wesentlich mehr hinter den Masken steckt – dass es bei den Masken letztlich um nichts weniger als um Sein oder Nicht-Sein, um Leben oder Tod geht, das sehen wir, wenn wir einmal auf

das Tierreich schauen. Denn auch die höhere Tierwelt kennt, wie man seit Bates und Darwin weiß, ihre Masken. Manche dieser (teilweise temporären) Veränderungen des Erscheinungsbildes dienen als Täuschung, Tarnung oder Mimikry und tragen so zu einer *Verlängerung* des Lebens bei. Andere wirken als so genanntes Prachtkleid und dienen auf diese Weise zeitweilig zur (optimierenden) *Fortpflanzung* der Spezies.

Natürlich gibt es große Unterschiede zwischen den tierischen und den menschlichen Masken, (Tiere *haben* Masken, der Mensch *trägt* Masken) das muss ich jetzt nicht erläutern, aber die Funktion der Masken, das Leben zu verlängern und vor allem das Leben fortzupflanzen, die gilt tatsächlich für die Tiere wie für die Menschen. – Das klingt nun allerdings ziemlich rätselhaft, was ich da sage. Wie wäre das verstehen? – Die Masken als ältestes und immer noch unverzichtbares Mittel, um menschliches Leben fortzupflanzen? – Wie denn das? –

Konkret geht es da um etwas, das ich schon in meinem letzten Vortrag (2011) näher ausgeführt habe und jetzt noch einmal ganz kurz zusammenfassen darf. Die Menschen der Vorgeschichte lebten bekanntlich als Jäger und Sammler weit verteilt in relativ kleinen Gruppen. Da das Zahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern in diesen kleinen Gruppen meistens asymmetrisch war, (will heißen: hier zu viele Söhne, dort zu viele Töchter) waren die Gruppen auf einen exogamen Austausch ihres geschlechtsreifen Nachwuchses angewiesen. Man half sich gegenseitig aus. Andernfalls wäre die für ein Überleben der Spezies erforderliche Geburtenzahl nicht erreicht worden. Wir wären – wie der Glyptodont – längst ausgestorben. Und Mozart wäre nie geboren worden.

So weit, so gut, werden Sie sagen, aber welche Rolle sollten dabei die Masken gespielt haben? – Die Masken brauchte es deshalb, weil zu einem exogamen Austauschsystem zwangsläufig feste Identitäten gehören. – Man muss ja wissen, mit wem man jeweils austauschen kann und/oder muss. Und das nicht nur für ein paar Monate oder Jahre, sondern über viele Generationen hinweg. Identität ist aber nichts anderes als ein Aufzeigen des Einen im Vielen!! Ein Vorweisen des einer Gruppe gemeinsamen Charakteristikums, des typisierenden Erscheinungsbildes, des verbindlichen *Namens*. Denn – eines muss uns klar sein: Auch wenn der außerordentlich berühmte Soziologe Jürgen Habermas von einer „natürlichen Identität“ in den archaischen Gesellschaften gesprochen hat – eine „natürliche Identität“, das gibt es nicht und das hat es auch nie gegeben. Identitäten können ererbt werden, aber selbst dann muss man sie immer erst noch erwerben. Die ersten und ältesten Identitäten hat sich der Mensch aber dadurch erworben, dass er bestimmte Tiere nachgeahmt hat, mit Bewegungsabläufen, Tönen und Geräuschen, aber natürlich auch



mit jenen Artefakten aus Tierschädeln, Rinden, Federn, Muscheln, Stroh, Zweigen, Wachs, Schildpatt, Ton, Pelzstücken oder Spinnweben, die wir gewöhnlich im engeren Sinn als „Masken“ bezeichnen.

Wohlgemerkt: Ich würde nicht behaupten, unsere prähistorischen Vorfahren hätten eines Tages damit begonnen, mit ihren Masken Tiere nachzuahmen, *um sich dadurch* eine Identität zu schaffen. So war es sicherlich nicht, sondern die mimetischen Tier-Nachahmungen haben einen vorwiegend spielerischen Ursprung. Wer nur ein bisschen Erfahrung mit kleinen Kindern hat, dem wird dieses Verhalten nicht ganz unbekannt sein. Kinder spielen manchmal ganz spontan Tiere. Im Übrigen kann das jeder bei einem Zoobesuch erleben, wie sich sein eigenes Körpergefühl ganz spontan und instinktiv verändert, wenn man vor einem Nilpferd steht oder vor einem Flamingo. Das steckt offenbar phylogenetisch in uns drin. Nachdem sich diese Nachahmungsspiele unserer prähistorischen Vorfahren dann aber einmal eingespielt hatten, nachdem man sie zu eigentlichen Nachahmungstänzen stilisiert hatte (und die ältesten Tänze, von denen wir Kenntnis haben, sind praktisch alle mimetischer Natur) sind sie zu festen Gruppenmerkmalen und Identitäten geworden, durch die sie für die anderen Gruppen erkennbar und vor allem wiedererkennbar wurden. Um hier einen Gedanken von Johann-Joachim Winckelmann umzumaskieren: Sie wurden unnachahmlich – durch Nachahmung.

Ich habe das einmal nachprüft: Auf dem afrikanischen Kontinent, wo viele Klans Tiernamen tragen, gibt es Maskenauftritte, bei denen versucht wird, Hyänen, Affen, Gazellen, Antilopen, Rinder, Büffel, Schweine, Hasen, Schuppentiere, Löwen, Fischadler, Störche, mehrere Arten von Fischen und sogar Skorpione in ihrem charakteristischen Erscheinungsbild nachzuahmen und mimetisch darzustellen. Die Angehörigen eines Stammes nennen sich dann die „Kinder der Maske“.

Wenn ich nun dieses so vieldeutige, vielschichtige Wort „Maske“ abschließend an die Sprachformen des einundzwanzigsten Jahrhunderts anpassen darf, dann heißt das: Alles, was uns dazu dient, unser Leben zu verlängern und/oder fortzupflanzen, also gesamthaft gesagt unsere Kultur und unsere Symbole, ist unsere wahre zeitgenössische Maske und deren geistige Abkömmlinge, Erben oder „Kinder“ sind wir.

Und noch eine letzte Folgerung dürfen wir an dieser Stelle ziehen: Das, was wir mit den Wort „Maske“ bezeichnen, sind grundsätzlich immer die Masken der anderen. Unsere eigenen Masken, die Masken, mit denen wir selber leben und leben müssen, nennen wir niemals „Masken“. Es gibt eine ganze Reihe von Wörtern, die sich stattdessen empfehlen, z.B. das Wort „Gesetze“ oder das Wort „Institutionen“ oder das Wort

„Kultur“, aber die beste Wahl und das umfassendste Wort ist immer noch  
– Sie ahnen es vielleicht bereits – das Wort „Geist“.

---

<sup>i</sup> Hermann Schulz: Stammesreligionen, Zur Kreativität des kulturellen Bewusstseins, Stuttgart, 1993, s.17, 34,75

<sup>ii</sup> Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten

<sup>iii</sup> Journal of the Royal Anthropological Institute, Bd. LIV, 1924, s.46

<sup>iv</sup> Die Geister der Toten auf den Trobriand-Inseln, in Magie, Wissenschaft und Religion, Frankfurt a.M.,1973, s.232

<sup>v</sup> Knut Rasmussen: Rasmussens Thulefahrt, Frankfurt a.M., 1926

<sup>vi</sup> J.Haekel: Religion, in L.Adam u. H.Trimborn (Hrsg.): Lehrbuch der Völkerkunde, Stuttgart, 1958, s.49

<sup>vii</sup> Mary Douglas: *Social and Religious Symbolism of the Lele*, in *Implicit Meanings, Essays in Anthropology*, London, 1975, s.24

<sup>viii</sup> The Tempest, I,2